

Der Gefangene von Dresden

paulskin, ChatGPT

November 4, 2025

Es war in jenem Herbst, der früh kam und spät ging, wie es die märkischen Herbste zuweilen tun, wenn der Wind die Birken rasch entlaubt und die Teiche, matt wie Zinn, den Himmel als Pflichtübung spiegeln. Auf Wusterhausen lag schon das Geruchsgemisch von Holzrauch und nassem Leder, und über den Sandwegen der Heide stand, wenn morgens die Reiter ausrückten, eine Staubwolke, die nichts von Sommer war und doch wie ein Nachklang desselben klang.

Man sprach wenig in diesen Tagen. Der König liebte die Jagd und liebte sie ohne Zeremoniell, und wer bei ihm ritt, tat wohl daran, mehr mit den Augen als mit der Zunge zu arbeiten. Unter den Begleitern sah man, seit einigen Wochen erst, einen Mann von unbestimmtem Alter, schmal von Gesicht, mit jener höflichen Müdigkeit in den Zügen, die zwischen Dresden und Wien häufiger ist als in Berlin. Er hieß Klement, und was er gewesen war, wollte er nicht recht sagen, was er sein wollte, wußte er vielleicht selbst nur halb. Man vertraute ihm, wie man einem Fremden vertraut, der weiß, wann er schweigen muß.

An einem der grauen Vormittage, die still anfangen und lärmend enden, fielen Schüsse in der Dickung. Zu viele für Treiber, meinten die Alten, und die Hunde, die sonst die Welt für eine Ordnung hielten, die nach Gerüchen gemacht sei, verstummten. Als man die Lichtung erreichte, war das Königspferd da, der König nicht. Ein roter Schal lag am Boden, als wäre er aus einem Bild gefallen, und in nahen Furchen standen Stiefelspuren, die nicht zur königlichen Gesellschaft gehörten.

„Er ist nur vorgelaufen“, sagte einer von den Jungen, die alles hoffen, was sie fürchten. Aber niemand antwortete ihm. Man sammelt in solchen Augenblicken die Dinge ein, die man einsammeln kann: die Zügel, die Hunde,

den Mut. Und man verliert, was sich nicht halten läßt.

Klement ritt, ohne daß man es verabredet hätte, nach Süden. Er kannte die Zeichen derer, die nicht gesehen sein wollten: ein gebrochener Zweig, zu sauber gebrochen; eine Fährte, die zweimal beginnt; ein Fährmann, der sich an seine Gäste nicht erinnert. Berlin blieb zurück, mit seinen schmalen Fenstern und der Sparsamkeit, die dort so sehr zu Hause ist wie der Roggen. In den Amtsstuben schrieb man, mit einer Hand, die die eigene verstellte, was der König gedacht haben würde, wenn er zu Hause gewesen wäre; und die Königin, die wußte, was Haltung ist, bewahrte die ihre so leise, daß sie beinahe unhörbar wurde.

Der Kronprinz war sechs Jahre alt und hatte schon die eigentümliche Fähigkeit, still zu widersprechen. Er ließ sich sagen, der König sei aufgehalten, und erwiederte, er wolle warten. Das war nicht trotzig. Es war Preußen.

In Dresden, wo man das Wort „Umstände“ besser kennt als das Wort „Not“, öffnete sich ein Hintertor. Man gab sich Mühe, die Höflichkeit nicht zu übertreiben; es ist gefährlich, die Ironie herauszufordern. Der König bezog Quartier in einer Festung, die so ehrbar war, wie es alte Festungen sind: viel Mauer, wenig Fenster, Schlüssel, die an das Gedächtnis erinnern. Ein Geistlicher kam, schmal und eifrig, und las eine Stelle vom verlorenen Schaf; der Kapitän der Wache, ein Mann mit Rechenkunst im Kopf und Ansichten im Herzen, zählte die Kerzen und nickte dem Himmel zu, als wären beide, Kerze wie Himmel, eine Frage des Haushalts.

„Papier“, sagte der König. Man gab ihm eines. Er schrieb: „Wir sind in Gottes Hand, der über unserer Ordnung steht“, und faltete das Blatt in der Art, wie Männer etwas falten, das länger halten soll als die Stunde. „Glauben Sie“, fragte er den Kapitän, „daß Gott Sparsamkeit liebt?“ – „Ich glaube, Majestät“, antwortete der Kapitän, „daß Gott nicht auf meine Antwort angewiesen ist.“ Es war eine gute Antwort; vielleicht die beste in diesem ganzen Vorgang.

Aus Wien kam ein Schreiben mit schwerem Siegel und leichtem Ton. Es sprach von Ordnung und von Maß, von dem Nutzen der Strenge und der Schönheit des Gehorsams, und nannte, wie beiläufig, die Möglichkeit eines Einvernehmens. „Euer Majestät sind nicht Gefangener, sondern Gast“, las der Gesandte, „bis die Freunde des Reiches ihre Ansicht miteinander ins Reine gebracht haben.“ Der König hörte zu, als hörte er Regen an einem Blechdach. Er kannte den Klang und hatte ihn doch satt.

Klement, der unterdessen Dresdner geworden war, ohne es sein zu wollen, kaufte sich einen Rock von sächsischem Schnitt und lernte die Adresse eines Kommis kennen, der die Schlüssel zum Papierzimmer trug. Es gibt in jedem Staat ein solches Zimmer, in dem die Luft nach Wachs riecht und nach Zahlen. Dort steht, was geschehen ist, und dort steht, was vielleicht niemals geschehen sollte. Klement, der höflich war, wenn er neugierig war, betrachtete das Heft, in dem ein König zu Brot, Kerzen und Kohlen zusammengerückt wird, und empfahl, die Ordnung zu verbessern, indem man sie mildert. Der Kommis, der im Grunde ein ehrlicher Mann war, fand den Vorschlag nicht falsch und nicht richtig, sondern fremd; und das ist, wenn man's genau nimmt, die vernünftigste aller Ablehnungen.

So ging die Zeit. In Berlin ritt man weniger, schrieb mehr, und die Wege zwischen Schloß und Garnison wurden länger, ohne daß jemand sie ausdehnen konnte. Die Königin bewahrte ihre Sprache für die Stunde, in der sie nicht mehr gebraucht würde; der Kronprinz lernte die Landkarten mit den Fingern, als seien sie Musikinstrumente. In Dresden wurde Gottesdienst gehalten, und draußen an den Mauern hing der Winter wie eine fremde Fahne.

Es kam die Nacht, an der die Elbe dampfte, und das Eis, wie ein schlechter Rat, tragfähig schien. Klement, der nicht wußte, ob er mutig war oder nur müde, führte sechs Grenadiere an ein Tor, das geölt war, als habe man ihm die Beichte abgenommen. Der Kapitän, der nicht trank, grüßte knapp und sagte: „Ihr seid spät.“ – „Gott“, erwiederte Klement, „kommt nie zu spät.“ Es war keine Antwort für Soldaten, und doch nahm man sie an.

Die Tür mit den Eisenbändern gab nach, als sei es Zeit, und der König stand auf wie einer, der sich melden will. „Ich kenne Euch“, sagte er. „Ihr seid der Mann, der Wahrheiten erfindet.“ – „Heute“, entgegnete Klement, „möchte ich eine zurücknehmen.“ Man ging die Treppen hinab; die Schüsse fielen, wie sie zu fallen pflegen, zwei zu früh und einer zu spät; ein junger Soldat sank, als habe ihm jemand sehr freundlich befohlen, die Knie zu beugen. Der König legte ihm die Hand auf den Kopf, ohne Worte, und nahm das Gewehr, das nun keiner mehr brauchte.

Für einen Augenblick waren sie ein Zug, wie man ihn auf Kupferstichen sieht: vorn der König, neben ihm der Verräter, dahinter das, was die Geschichte Soldaten nennt und was die Mütter Söhne nennen. Der Schnee hielt die

Spuren fest, wie ein sauberer Schreiber. Dann rief der Kapitän „Halt!“, mit der Stimme eines Mannes, der niemals gelernt hat, das falsche Wort zu sagen, und die Ordnung, die sich eben machen wollte, war wieder ungültig. Ein Schuß traf Klement hoch in der Schulter; er sah die Farbe an seiner Hand an, als prüfe er eine Tinte. Der zweite, schlechter gezielt, traf den, den er nicht hätte treffen sollen.

Man trug ihn – und ich möchte behaupten, es geschah ohne Schimpf – auf einer Tür, die einer der Sanierfähigen wohl als Verlust verrechnete. Wer je mit Sterbenden gegangen ist, kennt die Freundlichkeit der Luft in solchen Stunden. Klement blieb zurück, nicht aus Entscheidung, sondern weil der Weg nicht länger war. „Ich habe gerechnet“, sagte er dem Kapitän. – „Es gibt Rechnungen“, erwiderte dieser, „die nicht aufgehen dürfen.“

Der König lebte bis zur Elbe. Er bat um einen Psalm und fand keinen, nicht weil er sie nicht kannte, sondern weil er den einen suchte, der in solcher Stunde gilt. „Ist ein Knabe bei uns?“, fragte er noch. – „Nein“, sagte der Feldwebel. – „Dann muß ich es sein“, sagte der König und schloß die Augen.

In Berlin nahm man das Schwert von der Wand. Der Prinz stand still wie Holz und wurde nicht kleiner dadurch. Die Beisetzung – straff, schlicht, ohne eine Träne, die nicht die ihren war – tat der Stadt gut; es gibt Trauer, die die Haltung bessert. Die Königin ging, das Gesicht wie aus feinem Papier, das reißt, wenn man es laut anfaßt, und niemand faßte es an. Nachts schrieb der Prinz mit kleiner Schrift: „Ehre ohne Härte.“ Er legte das Blatt unter das Kissen, als lege er eine Landkarte in die Tasche.

Der Kapitän in Dresden heiratete eine Frau, die den Choral sang, als lägen die Töne gerade in der Luft und man müsse sie nur ordentlich pflücken. Er machte seine Rechnung ordentlich und pflanzte hinter dem Haus Kohl. Der Gesandte in Wien erhielt ein Schreiben, das ihn anwies, alles zu bedauern und nichts zu erinnern; er tat, was ihm zukam, ohne Ironie. Im Papierzimmer setzte der Kommis, dessen Hand schön war, unter Kerzen: „Rückkehr zur gewöhnlichen Ausgabe.“

Von Klement blieb eine halbzerlesene Heftsammlung, darin das eine Blatt, auf dem stand: „Ich habe eine Wahrheit erfunden und suche sie zurückzugeben.“ Man kann darüber lächeln; man kann es lassen. Die Mark nahm ihren Ton wieder an: ein wenig rauh, ein wenig wahr. Der Prinz – man wird es wissen – lernte das Schwert heben, ohne daß es zitterte, und wenn später

die Welt sagte, er habe mehr Verstand als Herz, so war es vielleicht nur die Sprache derer, die vergessen, daß das Herz nicht lärmst, wenn es arbeitet.

Ich weiß nicht, ob Gott die Sparsamkeit liebt. Ich weiß nur, daß es Zeiten gibt, in denen die Ausgaben des Herzens die richtigen sind, und daß die Bücher, die darüber geführt werden, noch nicht im Papierzimmer liegen. Manchmal, an Wintertagen, wenn die Teiche wieder wie Zinn sind und die Birken schon wieder den Himmel imitieren, kommt mir die Sache von Wusterhausen vor wie ein Bild, das man in der Stube eines alten Offiziers sieht: nicht ganz wahr, nicht ganz falsch, aber so, daß man stiller aus dem Zimmer geht, als man hineingegangen ist.